



Zum Roman von Andrea Paluch: *Ruth Berlau. Alles für einen*

Erhellend, unterhaltsam und ohne ihren kritischen Blick zu verlieren blickt Andrea Paluch auf das Leben von Ruth Berlau, der Schauspielerin, Regisseurin, Fotografin, Schriftstellerin – und Abenteurerin, die 1928 auf eigene Faust eine Radreise von Kopenhagen nach Paris unternimmt. Bekannt ist Ruth Berlau heute allerdings vor allem für eines: Sie war eine der Mitarbeiterinnen und Geliebten Bertolt Brechts. Brecht – eben jener titelgebende eine, für den sie alles gibt.

Der anekdotische Einstieg des Romans übt eine regelrechte Sogwirkung auf die Leser*innen aus. Sofort befindet man sich mit der Erzählerin im Brecht-Haus in Dänemark, das der berühmte Dramatiker im Exil bewohnte – und das Andrea Paluch gemeinsam mit ihrem Ehemann Robert Habeck Jahrzehnte später als Literaturresidenz nutzen durften. An diesem Ort der ersten Begegnung zwischen Brecht und Berlau wird das Kennenlernen der beiden fast greifbar. Alles beginnt mit einem zarten, fragenden „Hallo!“ – seitens Brecht. Solche Szenarien werden im Roman immer wieder entworfen, dabei aber stets als spekulativ gekennzeichnet oder kontextualisiert.

Berlaus Leben erzeugt bei der Erzählerin – und so überträgt es sich wohl auf die Leser*innen – eine Mischung aus ungläubiger Faszination und kritischem Unverständnis. Andrea Paluchs Anliegen ist dabei klar: Sie beleuchtet Berlaus Biografie und Arbeit jenseits ihrer Beziehung zu Brecht und legt dadurch die unkonventionellen und schelmischen Züge der jungen Dänin frei. Die schicksalshaften Wendungen ihres Lebens, ihr forsches, temperamentvolles, bald manisches Wesen, aber auch Berlaus zweifelhafte Lebensentscheidungen werden beleuchtet, nicht ohne die wegweisende Verbindung zu Brecht zu benennen oder das Handeln Berlaus zu hinterfragen. Wo es notwendig ist, werden die toxischen Tendenzen Brechts aufgezeigt. Gleichsam werden Berlaus Hang zur

Übertreibung, ihre psychischen Probleme und ihre Abhängigkeit von Brecht, die durch den ewig unerfüllten Wunsch nach einer monogamen Paarbeziehung gekennzeichnet ist, nicht unterschlagen. Die sicherlich kontroverse Persönlichkeit Berlaus wird so nahbar, ihr Charakter, ihre Wünsche, Hoffnungen und Beweggründe greifbar. Es entsteht das Bild einer Frau, die ihrem eigenen Anspruch auf Liebe und Unabhängigkeit nie gerecht werden konnte; die ihr Leben einem anderen widmet, aus Liebe und in der Hoffnung auf Gegenliebe, und die damit vielleicht ihr eigenes Unglück besiegelt.

Trotz der vermeintlich inhaltlichen Schwere fällt die Lektüre des Romans lockerleicht, was vor allem an der erfrischenden Erzählweise liegt. Andrea Paluch, die hier als moderne, weibliche Erzählinstanz fungiert, betrachtet die unterschiedlichen Stationen Ruth Berlaus und folgt ihrem Sujet imaginär auf die spektakuläre Radreise von Kopenhagen nach Paris. Hier entfaltet der Text seine besondere literarische Qualität, die den frühen Texten der Ruth Berlau, schenkt man der Erzählerin Glauben, wohl ab und an noch fehlte. Die wiederkehrenden Radreiseberichte, die von Berlaus Hang zum Flunkern zeugen, verbunden mit den liebevoll-skeptischen Kommentaren der Erzählerin verleihen dem Roman sowohl Leichtigkeit als auch Struktur.

So finden beispielsweise die unzähligen, durch den Fahrradhype und Radreiseboom des letzten Jahrzehnts inspirierten, jungen Frauen in Ruth Berlau eine kühne Vorreiterin in Sachen Solo-Radtouren. Auch wenn die eine oder andere Reiseanekdote Berlaus dem Reich der Spekulationen angehört, und es nicht unbedingt ratsam ist, sich mit einem vollbeladenen Reiserad an fahrende Autos zu hängen.

Im Folgenden finden Sie das erste Kapitel des Romans, in dem Andrea Paluch mit ihrem Ehemann Robert Habeck und den Kindern Ende der 90er Jahre ihre Literaturresidenz im dänischen Brecht-Haus

beziehen, wo Bertolt Brecht in den 30er Jahren im Exil lebte und Ruth Berlau ihm zum ersten Mal begegnete.

Andrea Paluch

Alles für Einen. Ruth Berlau

Hardcover mit Schutzumschlag

978-3-8319-0893-6, € 19,95

Alles für einen

Schwächen

Du hattest keine.

Ich hatte eine:

Ich liebte

(Ruth Berlau, 28. Januar 1951)

Die Über-Brecht-Definierte

Svendborg, Sommer 1999

Wir hatten einen Ort gefunden, an dem wir unseren ersten Roman fertig stellen konnten. Die meisten Schriftstellerdomizile waren für einsam arbeitende Autoren vorgesehen. Wir aber waren ein Team und hatten außerdem noch drei kleine Kinder. Das war im Literaturbetrieb so nicht vorgesehen. Doch zum Glück gab es das Brecht-Haus im dänischen Svendborg auf der Insel Fünen. Hier hatte Bertolt Brecht ab 1933 fünf Jahre lang im Exil gelebt – zusammen mit zwei Kindern

und etlichen Frauen. Platz war also reichlich vorhanden. Für unser Leben war der Aufenthalt dort in vielerlei Hinsicht richtungsweisend. Wir schlugen einen Weg ein, der sich sonst nicht eröffnet hätte. Für einen nächsten Schritt waren wir bereit, nun hatte er eine Richtung. Fremd in der Fremde aus Überschwang – und nicht wie für den ersten Hausherrn aus Not.

Es ist das Jahr 1999. Unsere Zwillinge sind drei Monate alt, der ältere Bruder ist drei. Wir packen unsere sieben Sachen, der VW-Bus füllt sich, und eh wir es uns versehen, sind wir aufgebrochen, losgefahren in unser viermonatiges Abenteuer „Brecht-Haus“. Nach mehrstündiger Autobahnfahrt erreichen wir die dänische Grenze. Passkontrolle (Dänemark tritt dem Schengen-Abkommen erst 2001 bei) und weiter geht's. Und bald schon sehen wir es: das Wasser. Es glitzert auf allen Seiten, die Küstenlinie ist verwirrend, der Weg zur Fähre zum Glück ausgeschildert. Der gemächliche Autoverkehr entschleunigt uns, wenngleich auch die Aufregung steigt. Wir nähern uns dem Ziel! Und kurz davor erleben wir auch noch das Abenteuer, mit dem Auto auf eine Fähre zu fahren! Wie viel positive Spannung kann man aushalten?

Ich stelle mir vor:

Bertolt Brecht ist Frühaufsteher. Gleich nach dem Aufwachen steckt er sich die erste Zigarre an. In welchem Zimmer, in welchem Bett, in welcher Wäsche er geschlafen hat, ob er sich mit steifem Rücken aufsetzt und erst mal abhustet, ob er in Pantoffeln schlüpft oder die Kälte des Steinfußbodens spürt, will ich nicht wissen. Ich versuche, nicht an seinen Geruch aus Morgenmoder und Zigarrenqualm zu denken. Seine kleinen Zähne sind braunfleckig. Der ganze Mann ist klein, hager, von schlechter Haltung. Er ist ein Sitzler. Wenn er

allerdings steht, so wie jetzt, kann er aus dem Fenster des Strohdachhauses auf den Sund schauen. Auf dem Wasser spiegelt sich das Wetter. Er wartet auf die Entourage seiner Frauen, die ihm den Kaffee machen und die Schreibmaschine bedienen, die Seiten aktualisieren und inspirierende Gespräche führen. Was finden sie alle an diesem kleinen Mann? Er muss eine ungeheure Ausstrahlung haben. Das wird übrigens vielen Männern dieser Epoche nachgesagt. Wann kam dieses Phänomen aus der Mode? Vielleicht als es inflationär wurde? Oder überstrapaziert?

Ich würde gerne wissen, worin diese Ausstrahlung bestand. Seine Stimme hat damit wohl eher nichts zu tun. In Originalaufnahmen ist sie hoch, die Betonung zeitgemäß merkwürdig, mit rollendem R, noch dazu, seiner bayerischen Herkunft gemäß, dialektal eingefärbt. Hatte er blitzende Augen, die einem das Gefühl gaben, außergewöhnlich zu sein? War er besonders liebenswürdig? Besonders geistreich? Humorvoll? Warum wollte man von ihm gemocht werden? Und vor allem: Wo kam der Sexappeal her? Ich bin vollkommen verständnislos und die Vorstellung eines leibhaftigen Brechts bringt mich nicht weiter. Es muss etwas geben, das ich nicht sehe. Was ich sehe, sind seine Frauen, eine toller als die andere. Warum spielen sie sein Spiel mit, machen sich von ihm abhängig, geben ihre Selbstständigkeit auf? Erdulden diese Haremsatmosphäre? Täuschen sich selbst in der Hoffnung auf ein Leben mit ihm allein. Können sich so viele Frauen irren? Die Antwort liegt eigentlich auf der Hand. Mir fehlt nur die Phantasie.

Also, es steht fest, dieser Mann hat etwas. Und er weiß es. Er ist 35 Jahre alt und hat es oft genug probiert. Er weiß, wie es geht, dass sich ihm Frauen zu Füßen legen. Die hübsche 27-Jährige, die gerade mit

knirschenden Autoreifen auf dem Kiesweg vor dem Haus gehalten hat, weiß es noch nicht. Sie ist gekommen, um den berühmten deutschen Exilanten zu treffen, den Theatermacher Brecht. Die „Dreigroschenoper“ ist auch in Dänemark bekannt. Außerdem hat Ruth als Schauspielschülerin am Königlichen Theater in diesem Jahr auf der Experimentierbühne die Anna in Brechts „Trommeln in der Nacht“ gespielt. Sie ist neugierig.

Sie wohnt in Kopenhagen und setzt sich kurzerhand zusammen mit zwei Freunden in den Lincoln ihres Mannes und fährt los. Fünf Stunden dauert die Fahrt. Über den großen Belt geht es mit einer kleinen Fähre. Sie nähert sich von Osten, so wie wir uns mit einer ähnlichen Reisezeit von Westen nähern, mit einer Fähre über den kleinen Belt. Den Weg finden wir anhand einer Landkarte. Damals ahnten wir nicht, dass digitale Routenfinder dieses Papier bald obsolet machen würden. Wahrscheinlich fuhr Ruth ihre erste Tour nach Svendborg auch mit Hilfe einer Landkarte. In dieser Hinsicht war das Jahr 1999 näher am Jahr 1933 als an 2025. Doch wie reiste Brecht? Die langen Strecken mit dem Zug, das ist klar. Aber dann? Vom Bahnhof zu den entlegenen Orten, an denen er während seines Exils lebte? Gab es Taxis? Waren die nicht teuer? Fuhren Droschken? Kannte er Leute, die ihn mit dem Auto abholten? Mit diesen Fragen im Hinterkopf freue ich mich über den öffentlichen Nahverkehr, den ich oft benutze, seit es unseren VW-Bus nicht mehr gibt.

Wir haben zwar ein Foto von dem Haus gesehen, wissen aber ansonsten nicht, was uns erwartet. Wir sollen den Schlüssel in der Bibliothek abholen. Das geht einfacher als gedacht. Wir sagen, dass wir den Schlüssel abholen wollen und bekommen ihn. Fertig. Keine Fragen, nur freundliche Wünsche. Wir sind irgendwie überrascht.

Obwohl wir keine genaue Vorstellung hatten, haben wir uns das schwieriger vorgestellt: den Verantwortlichen finden, tausendmal erklären, worum es geht, sich ausweisen, irgendetwas unterschreiben. Wir sind ungläubig begeistert. Unter der Adresse finden wir das Haus nicht auf Anhieb, es liegt in der zweiten Reihe, etwas hinter Hecken versteckt. Doch endlich knirschen auch unsere Autoreifen auf dem Kies der Einfahrt. Wir steigen aus und sehen uns ungläubig diese Schönheit an. Ein Fachwerkhaus mit Reetdach in großem Garten, dahinter das Wasser. Alles für uns. Mit großen Augen sperren wir die Tür auf und betreten andächtig das Haus. Es riecht nicht nach Zigarre. Ruth und ihre Freunde werden warm empfangen und gleich zum Mittagessen eingeladen. Danach zieht sich Brecht, wie üblich wortlos und mit seinem Kompott bewaffnet, zur Mittagsruhe zurück. Der Rest der Gesellschaft verläuft sich, in Gespräche vertieft. Ruth steht plötzlich mit ihrer Schreibmaschine allein vor dem Haus und weiß nicht, was sie tun soll. Vielleicht sollte sie beginnen, das aufzuschreiben, was sie bisher erlebt hat? Da hört sie ein zartes, fragendes „Hallo“. Brecht kommt um die Ecke. Er hat seine Mittagsruhe abgekürzt.

Wir stehen im Flur und unterdrücken den Impuls, „Hallo?“ in das Haus zu rufen. Es sieht so bewohnt aus, dass man denken könnte, gleich empfängt uns jemand. Es ist gemütlich, mit niedriger Decke, dänisch stilsicher, alle Stehrumchen in zweifacher Ausführung. Man kann einmal im Kreis gehen, auf der rechten Seite bis ans Ende und auf der linken Seite zurück. Alle Zimmer sind Durchgangszimmer. Bis auf eines: Brechts Arbeitszimmer an der Stirnseite des Hauses. Es hat nur einen Zugang vom Haus aus, in der Küche, dafür eine eigene Tür nach draußen. „Daraus zu fliehen“, kommt es mir in den Sinn, eine

Zeile aus Brechts Gedicht „Zufluchtsstätte“. Das damit verbundene Gefühl, wenigstens zwei Türen benutzen zu können, hat mich nie wieder verlassen. Selbst in Brechts letztem Arbeitszimmer in Ostberlin gibt es zwei Türen. Durch die vordere kamen und gingen die Besucher, aus der hinteren verschwand Brecht, wenn er seine Ruhe haben wollte.

Unser Haus auf Zeit hat sogar vier Türen. Zwei an der vorderen Längsseite, davon führt die eine ins Arbeitszimmer, die andere in die Diele. Eine Tür ist an der vorderen Stirnseite. Die haben wir bei unserer Ankunft benutzt. Und eine Tür befindet sich auf der dem Wasser zugewandten Längsseite. Es ist eine Glastür, ähnlich einer Terrassentür, und sie öffnet sich zum Garten. Diese Tür werden wir am meisten benutzen.

Zunächst finde ich es inspirierend, dort zu sitzen, wo wohl auch Brechts Schreibtisch stand, schön mit Blick auf den Sund. Auf dem Deckenbalken prangt wie damals das von Brecht angebrachte Hegel-Zitat „Die Wahrheit ist konkret“. Statt des Holzesels mit Wackelkopf und dem Schild um den Hals „Auch ich will dich verstehen!“, steht auf dem Fensterbrett eine Brecht-Büste.

Die angrenzende Küche ist der Arbeitsplatz seiner Frau Helene Weigel. Als sie sich kennenlernen, ist sie die prominente Schauspielerin und er der unbekannte Dichter. Nun ist sie arbeitslos und ermöglicht der Familie ein soziales Leben im Exil. Es gibt eine Dachluke im Haus, für die ich bald mehr Ehrfurcht entwickle als für den Schreibtisch. Wenn Brecht will, dass eine seiner Liebhaberinnen über Nacht bleibt, legt Helene die Leiter an, steigt auf den Dachboden und schläft unter dem Strohdach.

Brecht verlässt sein Arbeitszimmer meist durch die Außentür. Es ist eine Klöntür – eine ehemalige Stalltür, zweigeteilt, sodass man den oberen Teil wie einen Fensterladen aufklappen kann. Er geht nicht durch die Küche, wo er Gefahr läuft, Helene über den Weg zu laufen, und kann so ungesehen mit seinem „Hallo?“ Weibchen anlocken. Dieses zarte, fragende Rufen wird für viele Frauen zum Inhalt ihres Lebens.

Nach Brechts Tod vermerkt Ruth Berlau: „Ich glaube, ich bin jetzt taub, weil ich dieses „Hallo“ so viele Jahre nicht mehr gehört habe. Warum in der Welt herumhorchen, wenn ich nicht mehr von ihm gerufen werde?“ (Brechts Lai-tu)